

## **Die 10. Carinthischen Dialoge – eine kritische Zusammenfassung und ein Versuch der Erklärung der Herausforderungen, denen junge Erwachsene heute begegnen**

Andrea Ettinger

An den 10. Carinthischen Dialogen auf Schloss Bach im Juli 2016 teilzunehmen, war eine sehr inspirierende und positive Erfahrung für mich und ich danke den Organisatoren, dass ich Teil davon sein durfte. Das Thema „Solidarität und Verantwortung – Voraussetzung für das zukünftige globale Leben“ und der Gedanke, hierüber mit ExpertInnen und Gästen in Dialog zu treten, hatten mich zu der Teilnahme bewegt. Die Vorträge und Diskussionen waren jedoch weit fruchtbringender, als ich es erwartet hatte. Der interdisziplinäre Dialog und die hohe fachliche Kompetenz der RednerInnen war bereichernd und nachhaltig zur Reflexion anregend. Die Idee hinter den Carinthischen Dialogen – im Diskurs Probleme aufzuzeigen und durch den Dialog Probleme zu lösen – ist trotz ihrer Einfachheit zu selten anzutreffen, obwohl so faszinierend. Obgleich man die großen gesellschaftspolitischen Fragestellungen sicher nicht in drei Tagen lösen kann, ist es dennoch wichtig, sich damit zu befassen, zu reflektieren, zu lernen und zu wachsen. Durch solch eine Art von Dialog wird man inspiriert kritisch zu denken, zu hinterfragen und mit anderen Personen in seinem Umfeld erneut in Dialog zu treten.

Besonderes Interesse der Veranstaltung galt auch dem Dialog zwischen den Generationen. Als eine von fünf Vertreterinnen „der Jugend“ war ich eingeladen bei der Schlussdiskussionsrunde mit Dr. Hans Winkler einen Einblick in die Haltungen junger Menschen zu den in den drei Tagen besprochenen gesellschaftspolitischen Themen zu geben und diesen Einblick hier zusammenzufassen. Die von mir geschilderten Einschätzungen sind höchst subjektiv, da ich mir erlaube mich mit 26 Jahren und noch in den letzten Schritten meiner universitären Ausbildung selbst noch zur „Jugend“ zählen zu dürfen. Natürlich kenne ich auch nicht alle Meinungen und Erfahrungen von Leuten meines Alters. In meinem Umfeld bewege ich mich wahrscheinlich zusätzlich in einem sehr beschränkten sozialen Rahmen und maße mir deshalb keinesfalls an, für die ganze Generation sprechen zu können.

Beginnen möchte ich mit einer für mich zentralen Erklärung für das Verhalten junger Leute – dem von Prof. Kampits im ersten Vortrag aufgebrauchten *Homo oeconomicus*. Dieses Konzept des heute in der westlichen Welt vorherrschenden Menschen impliziert starkes Konkurrenzdenken und ökonomisches, pragmatisches und rationales Handeln. Das Anhäufen materieller Güter und der fortwährende Konsum sind nicht mehr Laster, sondern Tugend geworden. Having is always better than not having. Alles wird vom Menschen bewertet: inwiefern nützt es mir? Alles reduziert sich auf die Frage: welchen Vorteil erziele ich daraus? Der *Homo oeconomicus* ist schwarz-weiß-denkend, er ist Egoist und lebt nach dem Motto „Friss oder Stirb“. Ich habe das Gefühl, dass der junge *Homo oeconomicus* zusätzlich von einer „Verlass das sinkende Schiff“-Mentalität genährt ist. Jeder rette sich, der kann; jeder raffe zusammen, was geht. Wenn andere die negativen Auswirkungen zu spüren bekommen, wird das in Kauf genommen. Sprüche wie „Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied“ bestärken diese „Selbstverantwortung“. Jedoch wird diese Selbstverantwortung oft gedeutet als einzige Verantwortung sich selbst gegenüber. Dieser Egoismus ist in jüngeren Generationen schon stark vorhanden und wird immer mehr gestärkt – unsere Gesellschaft glorifiziert ökonomisches Denken, das so wenig Fehler, so wenig Verschwendung wie möglich gutheißt

und die Gewinnmaximierung in Geldeinheiten lobt. Ein BWL-Studium, wie auch ich eines absolviert habe, lehrt genau diese Prinzipien für die Unternehmensumgebung. Der junge *Homo oeconomicus* legt dieses auf Unternehmen ausgelegte Handeln eins zu eins auf sich um. Der eigene Erfolg zählt und jeder lenkt die Geschicke seines Lebens selbst. Ob bei einem solch gewinnmaximierenden Denken des einzelnen andere auf der Strecke bleiben – dafür hat der *Homo oeconomicus* wenig Interesse, ist doch jegliches solidarisches Handeln auf dem Weg zur Gewinn- und Nutzenmaximierung unwirtschaftlich.

Unser Schul- und Universitätssystem, das junge Leute zu einem wesentlichen Teil in ihrem Denken steuert und prägt, trimmt sie durch die Verwirtschafterlichung von Bildung noch mehr in diese Richtung. Die Kompetenz jedes/r Schülers/in und Studierenden wird über Noten ausgedrückt. Diese basieren meist auf Einzelleistungen. Selten wird eine Note durch Teamarbeit gebildet. Jede/r ist für sich selbst verantwortlich. Diese Selbstverantwortung und vor allem diesen Ich-Fokus erlernt man in ca. 60-100 Prüfungen, die man während eines Studiums ablegt oder bei Seminararbeiten, die man alleine schreibt. Gruppenarbeiten werden gemieden, weil MitläuferInnen nicht gefördert werden sollen. Jede/r schaut auf sich selbst. Junge Leute meiner Generation haben sich an dieses System gewöhnt und der Großteil kann darin sehr gut bestehen, indem man einfach die Spielregeln befolgt. Die Gesellschaft und unser System verlangen Individualleistungen, die SchülerInnen und Studierenden liefern sie. Im Grunde werden hiermit nur der Egoismus, das verschärfte Konkurrenzdenken und die Ellbogentechnik gefördert und geschärft. Lerngruppen – das Zusammensitzen, das gemeinsame Erarbeiten von Unterrichtsstoff, das Geben und Nehmen – die gibt es kaum mehr. Die Ellbogentechnik gewinnt. Das lehrt uns das System. Gleichzeitig gilt, je besser man sich in diesem System behaupten kann, desto mehr Ansehen erreicht man. Am Ende zählt der Studienerfolgsnachweis, das Abschlusszeugnis. Noten sind ein messbarer Erfolgsgrad. Soziale Kompetenz oder Einfühlungsvermögen ist schwer messbar. Gerade „Soft Skills“ können durch geschicktes Smalltalk-Training oder Kurse zum eigenen Auftreten angeeignet werden. Wahres gelebtes soziales Engagement, wie Freiwilligenarbeit beim Roten Kreuz, bei der Flüchtlingshilfe oder die Pflege von bedürftigen Menschen, solche Kompetenzen sind in einem Bewerbungsprozess „nice to have“, aber selten mehr. In unserem Schul- und Universitätssystem lernt man das Kurzzeitgedächtnis zu trainieren und kurzfristiges Denken zu perfektionieren. An den Universitäten gibt es viele kleinere Prüfungen und wenige fächerübergreifende große Prüfungen – der Blick auf das große Ganze geht oftmals verloren. Für solche kleineren Prüfungen „reicht es“ (man sieht allein an dieser Wortwahl das ökonomische Denken) vier Tage zuvor Tag und Nacht zu lernen, alles ins Kurzzeitgedächtnis zu packen, aber zwei Tage nach der Prüfung hat man bereits alles vergessen. Dafür wird man belohnt – eine gute Note im Studienerfolgsnachweis und der Kopf ist wieder frei für das nächste „Binge learning“ – ein Begriff abgeleitet vom „Binge drinking“ (Komasaufen), der Einzug in den Sprachgebrauch der jüngeren Generationen gehalten hat. Das Leben des *Homo oeconomicus* ist geprägt durch Nutzenmaximierung und eigene Ressourcenoptimierung. Mehr denn je lernt man für die Schule (oder die Universität) und nicht für das Leben.

Prof. Kampits meinte „unsere Gesellschaft ist auf den Egoismus zugeschnitten“. Es sei eine „Ich-AG-Gesellschaft“, eine „Raffgiergesellschaft“. Ich sehe dies genauso. Bestärkt wird diese Ich-AG des *Homo oeconomicus* durch die Markenbildung des Selbst. Ein Facebook Profil, ein Instagram Account, ein Pinterest Blog. Überall muss die Marke „Ich“ gepflegt werden. Welche Fotos und Aussagen stelle ich online, was sagen die Bilder über mich aus, möchte ich so von anderen gesehen werden, ist das das Image, das ich von mir verbreiten

möchte? Die Selbstvermarktung wird trainiert, die Ich-AG erfolgreich gestärkt. Der Narzissmus nimmt überhand – Selfies sind der augenscheinlichste Ausdruck der „Me, myself and I“-Mentalität.

Durch das scharfe Konkurrenzdenken und den großen Wettbewerb – gute Jobs gibt es selbst für AkademikerInnen kaum – bleibt oft wenig Solidarität für die übrig, die unsere Hilfe bräuchten. Das „Jeder ist für sich selbst verantwortlich“-Denken schließt dies aus. Und dieses Denken wird einem ja als heroisierendes Verhalten gelehrt und man wird seit der Schulzeit dafür belohnt. Ich habe bei der Veranstaltung gelernt, dass Solidarität aus dem römischen Recht als Form der Haftung kommt – „Gemeinschaftsschuld“. Dies verträgt sich nicht mit der Ich-AG, weil es hier keine Gemeinschaft gibt, nur ein Ich. Auch die Solidarität, wie sie als Kampfbegriff der Arbeiter im 19. Jahrhundert verwendet wurde, scheint mir überholt; unsere Wirtschaft setzt sich ganz anders zusammen. Dienstleistungsgesellschaften leben von Ich-AGs. Die Idee der Solidarität der Außenseiter wurde im Rahmen der Veranstaltung auch angesprochen. Ich habe den Eindruck, dass Solidarität selten über sehr homogene Gruppen hinausgeht, außer in der Form von Mitleid oder Mitgefühl.

Solidarität als christliche Nächstenliebe; auch darüber wurde gesprochen. In unserer Gesellschaft kommt der Religion immer weniger Stellenwert zu, über die Lehren der verschiedenen Kirchen und Glaubensrichtungen wissen immer weniger Kinder und Jugendliche Bescheid. Der Religionsunterricht an Schulen hat ein hartes Los als der „notendurchschnittshebende Einser“ im Zeugnis. Das Vermitteln von christlichen Werten bzw. ethischen Grundprinzipien, wie Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Wohltun, wie von Prof. Kampits angesprochen, geht in der ökonomisierten Erziehung der jungen Generationen zu oft unter. Ich bezweifle, dass die große Mehrheit von Kindern oder Jugendlichen die Bedeutung des Wortes „Barmherzigkeit“ versteht. Ein paar werden sogar das Wort nicht mehr kennen, und wenn doch, es für altmodisch halten – eine alte, vergangene Tugend. Aber wo haben denn „Tugenden“ Platz in der Welt der Ich-AGs, der Selfies, der *Homines oeconomici*?

Wie Prof. Kampits anmerkte, ist den Menschen heutzutage die Stabilität verloren gegangen. Die Schnelligkeit der globalen und digitalen Welt erschlägt den einzelnen Menschen. Was ist noch stabil heutzutage, worauf kann man sich verlassen? Partnerschaften, Ehe? Die LebensabschnittspartnerInnen lassen grüßen. Familie? Ist in einer so globalisierten Welt oft sehr weit weg. Prof. Kampits vertritt die Ansicht, das Vertrauen in „das Echte“ sei ruiniert. Dies sei ein Verrat an sich selbst, am eigenen Menschsein. Obwohl ich seine Meinung verstehen kann, sehe ich hier eine leicht positive Entwicklung bei jungen Menschen, eine Gegenentwicklung. Hier gehört dazu, dass für viele junge Menschen die Arbeit nicht mehr alles im Leben ist, sondern die Familie, die Freunde und die innere Zufriedenheit. Ich würde dies zur von Dr. Winkler kommentierten Work-Life-Balance zählen. Die Generation unserer Eltern, die in der Arbeitswelt nun auf diese junge „unverschämte“ Generation trifft, die von Anfang ihres Berufslebens an Work-Life-Balance verlangt, tut sich schwer, Verständnis für diesen Wunsch nach mehr „Echtem“ im Leben aufzubringen. Noch in der Generation unserer Großeltern war eine klassische Rollenverteilung sehr üblich. Männer arbeiteten, Frauen managten Kindererziehung und Haushalt. Unsere Eltern sind in dieser klassischen Situation aufgewachsen, gekoppelt an eine boomende Wirtschaft mit genügend 40-Stunden-Jobs für alle, die es ihnen ermöglichte große Karrieren zu machen und trotzdem noch Familie zu haben. In der Generation unserer Eltern arbeiten oft beide Elternteile, entweder zum Broterwerb oder zur Selbstverwirklichung. Frauen, die vom Einkommen ihrer Ehemänner abhängig sind und sich nur um die Kindererziehung kümmern, sind hier schon sehr selten

geworden. Junge Leute unserer Generation sind oft als Kinder dadurch zum Handkuss gekommen und sehen, wie Beziehungen, seien dies die Partnerschaft der Eltern oder die Bindung zu den Kindern, durch zu viel Arbeit zerstört werden. Diese Generation will das anders machen. Viele wollen einen Nothebel umlegen, um in dieser über die Maßen schnelllebigen Welt, welche ständige Erreichbarkeit einfordert und All-In-Verträge zur Norm macht, ein bisschen Stabilität zurückzugewinnen – ein bisschen Gefühl des Menschseins und nicht nur der immer verfügbaren Arbeitskraft. Wer weiß, wann das eigene Leben zu Ende sein wird oder durch gesundheitliche Probleme stark eingeschränkt; wer weiß, zu welcher Art Leben die weltpolitische Lage uns in ein paar Jahren zwingen wird. Ist es da nicht legitim zu sagen, ich lebe im Jetzt und ich lebe nicht nur für die Arbeit, egal, wie gerne ich sie mache, sondern ich möchte ein ausgewogenes Leben zwischen Arbeit und Privatleben führen, welches mich in der Früh als glücklicher Menschen aufstehen lässt, der sich nicht vor einem weiteren Tag voller Arbeit fürchtet und so über kurz oder lang in Richtung Burnout, Depression oder sonstigen Krankheiten geht?

Dr. Kneissl erklärte in ihrem Vortrag, es sei das Privileg der Jugend zu protestieren und zu demonstrieren. Dies möchte ich anfechten. Was unterscheidet die Jugend von Erwachsenen in dieser Hinsicht? Warum haben Erwachsene dieses Privileg nicht mehr? Ich habe ihr diese Frage nicht gestellt, aber vielleicht wäre die Antwort gewesen, sie können es sich nicht leisten, da sie ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen und sie es sich mit ihren Vorgesetzten nicht verschmerzen wollen, à la „man beißt die Hand nicht, die einen füttert“. Ich glaube, dass die Jugend in noch engeren Zwangsjacken steckt. Jugendliche, die noch in die Schule gehen und nicht selbstständig für ihren Lebensunterhalt aufkommen können, sind noch im hierarchischen System der Schule gefangen, welches Widerspruch nur selten duldet. Junge Erwachsene, Studierende, sind finanziell höchst eingeschränkt oder immer noch abhängig. In keinem Fall ist es heutzutage dienlich zu protestieren und zu demonstrieren, wenn man beachtet, dass dies eine Zeit ist, in der alles online festgehalten wird und sobald einmal online, nie mehr verschwindet. In der harten Wettbewerbssituation, der junge Leute ausgesetzt sind, und das Googeln von BewerberInnen durch Personalverantwortliche absolut normal ist, in dieser Situation ist es sehr gefährlich öffentlich zu protestieren und zu demonstrieren. Zu schnell könnte man abgestempelt werden als „jemand, der Probleme macht“, Proteste anzettelt, Revolutionen beginnt, Unruhe stiftet. Der Druck, den perfekten Lebenslauf zu haben, um aufgrund des harten Wettbewerbs am Arbeitsmarkt überhaupt eine Chance zu haben (von „Lücken“ im Lebenslauf ganz zu schweigen), ist enorm. Die Erlebnisse des Jobsuchens meiner KommilitonInnen der Wirtschaftsuniversität Wien – allesamt sogenannte „High Potentials“ – haben diese Tatsache für mich bekräftigt. Ein Sommer ohne Praktikum (welches man ohnehin nur über Beziehungen oder unentgeltlich erhält) und man wird schon mit hochgezogenen Augenbrauen vom Personalverantwortlichen gemustert und des Faulseins verdächtigt. Eine online nur allzu leicht belegbare „Historie“ des Protestierens und Demonstrierens ist hier natürlich ein K.O.-Kriterium. Von daher betrachte ich das angesprochene „Privileg“ als ein Relikt der Offline-Zeiten.

Zwei wesentliche Diskussionspunkte der Schlussdiskussionsrunde mit Dr. Winkler waren der „Pessimismus der jungen Leute“ und die Politikverdrossenheit derer. Diesen Pessimismus verspüre ich auch. Viele Personen in meinem Bekanntenkreis teilen die Ansicht, dass, salopp gesagt, alles den Bach runter geht. PolitikerInnen sind allzu oft korrupt und unfähig, nur auf ihren eigenen Vorteil und ihre eigene Wiederwahl bedacht. Millionen an Steuergeld wurden immer wieder leichtfertig in den Sand gesetzt, besonders in Kärnten. Nationalistische Parteien

gewinnen überall an Macht und man realisiert, dass niemand aus der Geschichte lernt. In der Schule wird einem noch beigebracht, die Gräueltaten der Vergangenheit dürfen und werden nie wieder geschehen – im Nachhinein sind ja alle klüger. Nur wenn man sich die Gegenwart anschaut, ist dem nicht so. Alles wiederholt sich, nie hat es in der Geschichte eine Periode anhaltenden Friedens gegeben. Manchmal war diese länger, manchmal kürzer. Viele junge Leute spüren diesen Pessimismus, weil ihnen klar ist, dass die 70 Jahre Frieden, die wir in Mitteleuropa haben, sich langsam dem Ende zuneigen. Bei Entwicklungen wie Brexit, Donald Trumps US-Präsidentschaftskandidatur, Recep Tayyip Erdoğans Türkei-Politik, den Erfolgen der Front Nationale und FPÖ, zum Beispiel, ist es nur eine Frage der Zeit, bis sich die Geschichte abermals wiederholt. Umso mehr schlägt der innere Überlebensinstinkt durch; umso mehr wird zusammengerafft, was geht, bevor der Sturm ausbricht. *Après moi le déluge* – hinter mir die Sintflut.

Verstärkt wird dieser generelle Pessimismus auch durch die dramatische Arbeitsplatzlage. Hochqualifizierte UniabgängerInnen finden keine Jobs oder nur welche, die stark unterbezahlt sind. Und selbst dafür gibt es noch einen viel zu großen Wettbewerb. Ein Hochschulstudium ist schon lange kein Garant mehr Arbeit zu haben oder eine gewisse Sicherheit. Es ist für mich kein Wunder, dass junge Leute immer später und seltener Familien gründen; man hat in jungen Jahren keinerlei Sicherheit, dass man nicht wenige Jahre später arbeitslos ist, seinen Wohnsitz verlegen muss oder nach einer Karenz wieder in den Job einsteigen kann.

Die Politikverdrossenheit der jüngeren Generationen wird geschürt durch das Gefühl, sowieso nichts ausrichten zu können. Vielen ist bewusst, dass, wie Prof. Stainer-Hämmerle sagte, Probleme in dieser stark vernetzten, globalisierten Welt nicht auf nationaler Ebene zu lösen seien. Es wird gesehen, dass PolitikerInnen auch selten für das Gesamtwohl kämpfen, sondern nur für den Standpunkt, der ihnen persönlich zu Gute kommt. Es herrscht eine Kurzfristigkeit im Denken vor, in Vierjahresschritten bis zur nächsten Wahl. Wenn man weitere Beispiele vor Augen geführt bekommt, wie Nigel Farage, der sich nach seinem Wahlkampf für den Brexit von heute auf morgen aus der Affäre zieht und unmittelbar zurückrudert und seine Aussagen im Wahlkampf „relativiert“, wird die Politikverdrossenheit nur noch größer. Es gibt Beispiele ohne Ende, die jungen Leuten zeigen, was für ein Theater in der Politik aufgeführt wird. Abermals löst das eher den „Sinkenden-Schiff-Reflex“ aus, als den Wunsch die Politbühne zu betreten und in diesem Theater mitzuwirken.

Vielleicht wäre der Ausweg aus der Politikverdrossenheit, und somit längerfristig eine Verbesserung in der Politik, eine verstärkte und intensivere politische Bildung in der Schule. Dies wurde dieses Jahr erst als Reform beschlossen, jedoch auf Kosten des Faches Geschichte, was ich für den falschen Weg halte. Wie soll denn die Generation von Schulkindern *aus* der Geschichte lernen, wenn sie nicht mal genügend *über* die Geschichte lernen?

Prof. Stainer-Hämmerle sagte, es freue sie, wenn junge Menschen kritisch seien. Auch Dr. Franz betonte, dass kritische Menschen, die sich trauen den Mund aufzumachen, benötigt würden. Kritisches Denken und „Mundaufmachen“ wird jedoch von der Schule und der Universität nicht gefördert. Diese hierarchischen Systeme lassen es nicht zu bzw. ermutigen es in keiner Weise und bestrafen es oft eine andere Meinung als der Professor zu haben, wie auch Prof. Stainer-Hämmerle berichtete. Was soll da einen jungen Menschen motivieren kritisch zu denken? „Binge learning und Gelerntes bei einer Prüfung wieder auskotzen“ – die Wortwahl im allgemeinen Sprachgebrauch junger Leute kommt nicht von ungefähr. Das

System belohnt dies. Gute Noten für das Wiederkauen von auswendig Gelerntem. Kritisches Hinterfragen oder kreatives Denken ist allzu oft unerwünscht. Es sind jedoch dieselben jungen Leute, die plötzlich aufgefordert werden, mündige BürgerInnen zu sein und Verantwortung zu übernehmen – für andere Menschen, für die Umwelt, für ihr eigenes Handeln. Ohne kritisches Denken und eine eigene Meinung ist dies schwer.

Veranstaltungen, wie die Carinthischen Dialoge, die den Dialog fördern und zu kritischem Denken anregen, sind daher höchst wertvoll und viel zu selten. Ich danke den Veranstalterinnen Johanna und Chlodwig Franz, dass ich bei ihren Carinthischen Dialogen dabei sein und meine eigene Meinung kundtun durfte, aber genauso mein eigenes kritisches Denken schärfen und von der Vielzahl der hochqualitativen Vorträge mein Wissen und Verständnis für Ethik, Gesellschaft und Umwelt bereichern konnte.